

## Fast wie daheim

„Haushalt“ bei Philipp Pflug Contemporary

**FRANKFURT** Eigentlich ist alles da. Bett und Leselampe, Zigarettensack und Kaffeemaschine, ein mit DC-Fix veredeltes „Braunes Regal“ von Tobias Rehberger und das eine oder andere Bild für die sonst gar zu weiße Wand. „Haushalt“, hat Philipp Pflug die aktuelle Ausstellung in seiner Galerie überschrieben, und am liebsten mietete man sich für zwei, drei Tage bei ihm ein. Nicht dass wir unsere Wohnung aufgeben hätten, zu Hause, sagen wir, ein Hocker fehlte wie das leuchtend neonfarbene Exemplar von Martin Wenzel. Oder dass Tobias Donats für weiße Nächte wie gemachtes Schlafzimmer „How might we end extreme poverty“ uns wirklich in die Kissen lockte.

Als erfrischende und immer wieder schmunzeln machende Sommerchau aber ist es schlicht eine Lust, in diesen eklektizistischen, offenbar über Jahre gewachsenen „Haushalt“ einzutauchen. Sich bezaubern zu lassen von Cornelis Dusarts 1685 entstandener Wirtshausszene etwa, sich zu amüsieren vor Martin Wenzels Fön mit dem hübschen Namen „Suicidio“ oder sich nachhaltig zu wundern wie angesichts der beiden Hexenbesen, mit denen A.A. Bronson und J.X. Williams, glaubt man dem Galeristen, zumindest im Berliner Kunstbetrieb schon manche bösen Geister nachhaltig vertrieben haben. Ein Schelm, wer nun angesichts von „Black & Red“ an ein Frankfurter Museum gleich gegenüber von Philipp Pflug Contemporary denkt.

Der Entdeckungen freilich sind dessen ungeachtet viele, gerade unter den der Kunst der Gegenwart zugehörigen Schätzen. Hat Philipp Pflug doch keineswegs vor allem solche Positionen ausgewählt, die er, wie Michael Pfrommer, Jagoda Bednarsky oder den Frankfurter Bildhauer Martin Wenzel, seit Jahren schon mit



„Haushalt“ Fotos Philipp Pflug Contemporary



Vincent Tavenne, „Zigarettenschachtel“, 2003

seiner Galerie vertritt. Mit Mike Bidlos „Jackson Pollock by Mike Bidlo“, Anselm Reyles „Ohne Titel“ oder Cosima von Bonins „Ohne Titel (Lampe)“ aus dem Jahr 1993, mit Andy Warhols einst für Rosenthal entworfener Porzellan-Krippe oder Damien Hirsts Pillen gegen Angstzustände – praktischerweise gleich neben Tobias Donats Bett platziert – findet sich so manch klingender Name auf der langen Künstlerliste.

Dass man sich hier beinahe wie zu Hause fühlen mag, ist aber nicht zuletzt dem in jeder Hinsicht starken Auftritt mit Frankfurt verbundener Künstler zu danken. Sei es, dass sie, wie Frank Brechter, Mike Bouchet oder Tobias Rehberger, seit vielen Jahren schon hier leben, sei es, dass sie, wie Lena Henke, Stefan Kern oder Sunah Choi, an der Städelschule studiert haben. Und seit es sie nach Hamburg, Berlin und in die weite Welt verschlagen hat, kaum mehr in Frankfurt ausgestellt haben. Insofern ist es das reinste Déjà-vu, entdeckt man Choïs noch zu Studienzeiten bei Georg Herold und Thomas Bayrle entstandenes Provisorium „Easy – Heavy“. Zwanzig Jahre ist die installative, eher Unbehaustein als gemütliches Beisammensitzen signalisierende Arbeit alt. Und hat sich großartig gehalten. CHRISTOPH SCHÜTTE

**HAUSHALT**, bis 5. August, Galerie Philipp Pflug Contemporary, Berliner Straße 32, dienstags bis freitags von 12 bis 18 Uhr, samstags von 10 bis 14 Uhr.



Vom Akkordeon fasziniert, seit er ein Kind war: Vassily Dück im Frankfurter Günthersburgpark

Foto Frank Rumpenhorst

## „Ein anderes, glückliches Leben“

**W**enn Vassily Dück sein Akkordeon ansetzt und seine Finger mit traumwandlerischer Sicherheit die richtigen Knöpfe drücken, dann tut er das ganz unaufgeregt und gelassen. Die großen Gefühle transportiert allein der unverkennbare und trotzdem wandelbare Klang, der bei Dück mal weich und sehrend, mal fordernd und beschwingt ist.

Am Akkordeon, sagt der Russlanddeutsche, liebt er alles. „Ein kompliziertes Instrument, aber jede Ecke hat ihre Stärke“, fasst er zusammen. Mit der linken Hand bedient Dück die 120 Bassknöpfe an seinem italienischen Knopfakkordeon. „Drei davon kann ich fühlen, alles andere berechne ich“, sagt er. Auf den größeren Perlmutterknöpfen an der rechten sogenannten Diskantseite spielt er die Melodie. Am wichtigsten sei aber das, was dazwischen ist: der Balg. „Wenn man den beherrscht, kann man mit dem Akkordeon verzaubern“, gerät der in der Wetterau lebende Künstler beinahe ins Schwärmen. „Der Balg ist der Atem, die Lunge, das Herz und die Seele des Instruments. Dynamik, Artikulation, Emotion – all das entsteht damit.“

Die Faszination für das Akkordeon entwickelt sich bei dem 1967 im sibirischen Blagoweschenska geborenen Vassily Dück, der in der sibirischen Region Altai aufwächst, früh: Der Großvater spielte acht Instrumente – eines davon war die Garmoschka, eine russische Va-

**FRANKFURT** Es war ein mutiger Schritt: Vassily Dück zog mit 15 Jahren von zu Hause aus, um Akkordeon zu studieren. In Deutschland hat er sich mit seiner Vielseitigkeit einen Namen gemacht.

Von Stella Lorenz

riante des Knopfakkordeons. „Das hat mir gefallen“, erinnert er sich. Noch im Kindergarten absolviert der damals fünfjährige Vassily seinen ersten Auftritt und bleibt dem Instrument treu. Als Teenager fällt er schließlich beim Abschlusskonzert seiner Musikschule einem Lehrer aus dem rund 350 Kilometer entfernten Barnaul auf, der ihn ermutigt, dort zu studieren. Dück entscheidet sich, allein dorthin zu ziehen. Er ist 15 Jahre alt. „Da hat ein ganz anderes, glückliches Leben für mich angefangen“, sagt er. Er schließt das vierjährige Studium als Musikpädagogin ab und geht für das Akkordeon-Studium ans Konservatorium in Nowosibirsk.

In verschiedenen russischen Klangkörpern sammelt er Erfahrung, die seine musikalische Persönlichkeit prägen, aber mit 30 Jahren treibt es ihn gen Westen. Dass er letztlich den Karriereerfolg als Akkordeonist in Deutschland einem dauerhaften Musikerdasein in seiner Heimat vorzieht, sei für ihn ein großer, aber unvermeidbarer Schritt gewesen. „Bei Konzertreisen nach

Deutschland habe ich gemerkt, dass der musikalische Horizont hier breiter ist und ich mehr Entwicklungsmöglichkeiten habe“, so Vassily Dück. Am 20. Mai 1997 – „an den Tag erinnere ich mich ganz genau“ – reist er mit seinen Eltern, seiner Schwester, seiner Frau und seinen zwei Söhnen über Nowosibirsk und Sankt Petersburg bis in die Bundesrepublik, wo er seither unter anderem an großen Häusern wie der Oper Frankfurt, der Alten Oper, dem Mannheimer Nationaltheater oder dem Münchner Gasteig spielt.

Auch im Rhein-Main-Gebiet hat er sich einen Namen gemacht – wie beispielsweise im vielfach gefeierten Theaterstück „Spatz und Engel“, sowohl in der 2023 mit dem INTHEGA-Preis ausgezeichneten und mittlerweile in Deutschland tourenden Produktion des Frankfurter Fritz-Rémond-Theaters als auch derzeit in der Inszenierung der Bad Vilbeler Burgfestspiele. Neben Theater- und Opernengagements und internationalen Festivals spielt Dück in hochkarätig be-

setzten Ensembles und entführt in seinem Soloprogramm in „Die wunderbare Welt des Akkordeons“. Er gewann 2007 den regionalen Wettbewerb „Creole – Preis für Weltmusik aus Deutschland“ und den Premio e Concorso Internazionale Fisarmonica in Castelfidardo und war 2008 Preisträger beim Astor-Piazzolla-Festival im italienischen Lanciano.

Seine Genre-Vielfältigkeit zeichnet den Akkordeonisten dabei aus: Tango, Klassik, französische Musette, russische Folklore, aber auch Jazz, Pop oder Metal sind kennzeichnend für sein Repertoire. Darüber, dass sich sein Können schon seit Langem herumgesprochen hat und die Engagements „zum Selbstläufer“ geworden sind, ist Dück erfreut. Und verrät dann noch ganz beiläufig: „In Dresden hätte ich am 4. Juli auch für Präsident Macron gespielt.“ Zweifelsohne wäre der wegen der Unruhen in Frankreich kurzfristig abgesagte erste Staatsbesuch eines französischen Präsidenten in Deutschland seit 23 Jahren ein Höhepunkt in Dücks Berufsmusikerleben geworden, der vielleicht in ruhigeren Zeiten dann noch Realität wird. Vassily Dück sieht die Ehre jedenfalls ganz unaufgeregt und gelassen: „Ich bin eher bescheiden. Da ist noch Luft nach oben.“

**VASSILY DÜCK** ist in „Spatz und Engel“ bei den Bad Vilbeler Burgfestspielen zu sehen, Vorstellungen am 2., 3., 4. und 5. August um 20.15 Uhr.

## Leuchtende Gemälde auf Glas

**WIESBADEN** Die Street-Art-Künstlerin MadC hat fünf Wände für das künftige Museum Ernst gestaltet

An diesem Vormittag kommen die ersten zwei von fünf Glasarbeiten der Künstlerin MadC im neuen Museum Ernst in Wiesbaden an. Nach Wochen vor der Eröffnung des Hauses werden sie in ihre Rahmen gesetzt. Sie sind Teil der Architektur, werden als Kunst am Bau ihren festen Platz in der Wand haben. Die schweren Scheiben von der Ladefläche des Lastwagens zu heben und dann sicher ins Museum zu transportieren, erfordert Geschick und vor allem Routine. Doch keiner der Profis scheint sich Sorgen zu machen, dass etwas schiefgehen könnte.

Die Glasarbeit in tausend Scherben? Das verhindern die speziellen Transportwagen und die großen Saugnäpfe, mit denen die bunten Scheiben fixiert werden. Den Transport überlässt MadC den Fachleuten. Genau, wie sie es ihnen überlassen hat, die von ihr entworfenen Bilder auf das Medium Glas zu übertragen: Ihre Kunstwerke hat die Künstlerin von den Glaskunstmälern Olaf Hanweg und Rahmi Schulz malen lassen, die beide mehr als 30 Jahre Erfahrung damit haben. Wie die Pinselstriche dann ganz genau aussehen, das lag deswegen nicht mehr bei ihr. „Ich sehe das als Bereicherung“, sagt MadC. Sie selbst habe sich nicht getraut, auf Glas zu malen. „Die Viskosität der Farben, das glatte Material Glas – das war mir unheimlich.“

Dabei mag man ihr eigentlich nicht glauben, dass sie sich etwas nicht traut, zumindest, was die Kunst betrifft. Bis zu 56 Metern hoch hat sie schon an Hauswänden gearbeitet, hat Fassaden auf der ganzen Welt mit ihren bunten Farbstrichen ins Schwingen versetzt. In luftiger Höhe hat sie dabei in diesen Körben gestanden, die auch von Fensterputzern genutzt werden. Mit dem Bemalen von Fassaden hat sich MadC, die mit richtigem Namen Claudia Walde heißt, einen Namen gemacht. 1980 in Bautzen geboren,

studierte sie Design in Halle und London, bevor sie 1998 damit anfing, Fassaden zu bemalen. Längst ist sie international als Graffiti-Künstlerin bekannt. So wurde sie eingeladen, Wandbilder für das Sinkka Museum in Finnland, die Dulwich Picture Gallery in London und das Mural Arts Program in Philadelphia zu malen.

Zwar habe sie früher auch fotorealistisch gemalt, sagt sie, aber schon viele Jahre arbeitet sie jetzt abstrakt. Das Schnelllebige, Dynamische der Straße

lässt sich so besser darstellen, findet sie. „So wurde ich immer abstrakter, um dieses Lebensgefühl einzufangen.“

Auch wenn man sie als Fassadenkünstlerin kennt, habe sie schon mit verschiedenen Medien gearbeitet, sagt MadC. Sie wolle sich weiterentwickeln, Sachen ausprobieren. Zurzeit arbeite sie mit Installationen, Skulpturen und entwickle einen Tisch mit dem Studio „Eins zu Eins“ in Schweinfurt, der in Form und Farbgestaltung ihrer künstlerischen Spra-

che entspreche, wie sie berichtet. Was sie mache, sei „alles nicht figürlich, der Stil ist immer erkennbar“.

Mit Glas hat MadC schon eine Weile experimentiert, auch zuvor schon mit dem in Taunusstein ansässigen Unternehmen Derix gearbeitet, das jetzt ihre Glasarbeiten für das im Entstehen begriffene Museum Ernst betreut. Dort hat der Sammler Reinhard Ernst ein Musterstück von ihr entdeckt. „Herr Ernst hat mich dann angesprochen“, sagt MadC. Schon

während der Pandemie habe sie angefangen, für das Museum zu arbeiten. Glas erfordere lange Planung. Jetzt freut sie sich an der fertigen Glasarbeit, die im Museumshof vor ihr steht: die breiten blauen und roten Bahnen, die sich überschneiden, darüber leuchtende gelbe, grüne und orangefarbene Striche. Manche Flächen sind scharfkantig umrissen, die Farben satt aufgetragen – sie wurden ausgeschnitten und auf Glas geklebt. Andere sind ausgefranst, die Pinselstriche noch gut zu erkennen – sie wurden direkt aufgetragen und gebrannt. So liegen mehrere Schichten übereinander, mundegeblasenes Antikglas und eingebrannte Farben. Selten werde mit so vielen Schichten gearbeitet, sagt Frederik Richter, der Leiter der Derix Glasstudios, der für das Museum auch Katharina Grosses Glasarbeit betreute. „Wahnsinnig lebendig sieht das aus“, sagt MadC, die vor ihrem Werk im Hof steht, als das Morgenlicht die Farben zum Strahlen bringt. „Eine tolle Tiefenwirkung hat das, phantastisch!“

Das Arbeiten mit dem Material Glas fasziniert sie. Je nach Lichteinfall verändern sich das Werk, mache etwas, das man mit Worten nicht beschreiben könne, sagt MadC. „Jeder, der in einer Kirche war, versteht das.“ Dort werde der Raum von bunten Fenstern und dem einfallenden Licht verändert. „Man selbst kann im Kunstwerk stehen.“ In Wiesbaden werden ihre fünf Werke in die Wand eingelassen und hinterleuchtet. Dass sie in das Kellergeschoß eingebaut werden, wo sich die Garderobe und die Toiletten befinden, mache ihr nichts aus, sagt sie – das habe sie von Anfang an gewünscht. Außerdem seien diese Räume des Museums bald öffentlich zugänglich, auch ohne, dass man Eintritt zahle. Selbst die Toiletten seien also Ausstellungsräume. „Hier kann keiner an der Kunst vorbei“, sagt MadC. Und lacht. KATHARINA DESCHKA



Farben in vielen Schichten: MadC vor ihrer Glaskunst im Hof des Museums Ernst in Wiesbaden

Foto Samira Schulz



## Provisorisch

Von Eva-Maria Magel

**D**ass es sich lohnt, über Materialität der Kunst nachzudenken, zeigt nicht nur die Ausstellung „Plastic World“ in der Schirn Kunsthalle. Das Material, die Dichte einer Farbe, das Geräusch, das eine Oberfläche macht, sie spielen eine enorme Rolle. Es gibt sogar Werkstoffe und Objekte, die interdisziplinär eingesetzt werden, im Tanz wie in der bildenden Kunst, im Film und auf dem Theater. Dicker, schwarzer Bühnenmolton etwa – überall zu finden. Und manche Gegenstände werden in Zweck und Handhabung völlig verändert. Ausrangiertes Geschirr zum Beispiel, das man in Theater-Requisiten ebenso findet wie als Wasserbehälter unter so manchem Pult von Blasmusikern, dient auch zum Farbenmischen und zum Krachmachen.

Nichts aber ist so universal einsetzbar wie ein unscheinbares Ding, meist schwarz oder weiß, das garniert mit kleinen Blättchen als grünes Pflanzen-Imitat, in Neonfarben oder gemustert, neuerdings auch im Haushalt Karriere macht. Früher, in finsternen Zeiten und nach zu viel Splatterfilm-Konsum, hat man es als Vorzeichen von Gewalt, Entführung, Mord betrachtet, brutal um Handgelenke geschlungen. Dabei ist es an sich ein harmloses, gut gemeintes Hilfsmittel, das früher, als die noch so heißen und aussahen, Elektriker in ihren grauen Kitteln hatten. Aber wie es so oft geschieht: Erst das Entfremden vom eigentlichen Zweck macht die Karriere des Gegenstandes aus.

Im Museum Angewandte Kunst war jetzt in der „Werkstatt“ von El Warcha nur aus Holz, Stoff, Kunststoff eine Landschaft aus Sitzmöbeln, Basketballkorb und Tischtennisplatte entstanden, für die kaum Klebstoff, Nägel oder Schrauben nötig waren. Nur haufenweise das Objekt, mit dem Kullisen und Vorhänge zusammengehalten, Schilder befestigt, die Provisoren, von denen Performances und Installationen so oft leben, gangbar gemacht werden. Mutmaßlich halten die maroden Städtischen Bühnen Frankfurt nur deshalb zusammen, weil haufenweise diese Dinge genutzt werden, wenn sonst nichts mehr hätte.

Und auch die bunten Schüsseln, mit denen Pascale Marthine Tayou seinen „arbre à palabres“, einen großen stilisierten Baum aus Plastikgerätschaften, vor der Schirn gebaut hat, sind bei näherem Besehen mit dem Universalwerkstoff der Kunst verbunden: mit Kabelbindern.